

## KAPITEL 4: DIABELLI

Das große Eingangstor stand zur Hälfte offen, obwohl an dem anderen Flügel ein unübersehbares Schild angebracht war: ›Museum geschlossen. Besichtigungen erst wieder ab Mai.‹ Dennoch wagten sich Kroll und das Mädchen hinein. In der niedrigen Tordurchfahrt hingen ein paar alte Löscheimer.

»Das sind nur museale Erinnerungen«, klärte der Inspektor seine Nichte auf. »Im Schloss selbst gibt es bestimmt ein modernes Feuerwarnsystem.«

Über den Innenhof schallten Orgelklänge. Kaum hatten sie die Durchfahrt betreten, stürzte ein Mann von niedriger, gedrungener Gestalt aus einer Art Pfortnerloge heraus. Er machte einen furchterregenden Eindruck. Unter seinem schmierigen Overall zeichneten sich beachtenswerte Muskelpakete ab. Der kurzgeschorene Schädel, der nahezu halslos auf den breiten Schultern saß, wies eine Reihe von Platzwunden und Schrammen auf. In dem wilden, zerfurchten, unrasierten Gesicht spiegelte sich deutlich der Charakter eines stumpfen Gewaltmenschen wider. Breitbeinig stellte er sich den beiden Lübeckern in den Weg, machte eine abwehrende Handbewegung und schubste sie regelrecht mit seinem aufgedunsenen Oberkörper wieder hinaus vor das Eingangstor.

»Raus!«, brüllte er. »Nix Zutritt! – Da!« Er schlug

mit seiner übermäßig behaarten Faust brutal auf das Holzschild.

Kroll blieb verdattert stehen. Micha drückte sich verängstigt an seine Seite. So einen abweisenden Empfang hatte sie sich als Prinzessin nicht vorgestellt.

»Entschuldigen Sie bitte, aber ...«, brachte der Inspektor schüchtern vor.

»Nix aber! Nix Besuch! Verschwinden, sonst Hund!« Sein Gebrüll füllte den ganzen Schlossinnenhof. Aus dem Dunkel der Pfortnerloge drang das gefährliche Knurren eines Wachhundes. Plötzlich tauchte hinter ihm eine schmale, hohe Gestalt auf.

»Ist gut, Dogger, du kannst zurück an deine Arbeit. Das hier erledige ich schon selbst.« Das Faktotum verdrückte sich knurrend, während der Mann mit beiden Händen den Torrahmen versperrte. »Was wollen Sie? In dieser Jahreszeit gibt es keine Besichtigungen. Haben Sie das Schild nicht gelesen? Ist doch wohl deutlich, oder?« Mit lauerndem Blick fügte er hinzu: »Und wenn Ihnen das nicht gefällt, rufe ich die Polizei.«

»Polizei? Die können Sie gleich haben.«

Kroll kramte umständlich seinen Dienstausweis aus dem Mantel und hielt ihn dem Mann vor die Nase. »Hier. Inspektor Kroll von der Regionalen Kriminalbehörde Lübeck.« Im tiefen Schatten der Durchfahrt war wenig zu erkennen. »Gehen wir in die Sonne. Da können Sie alles genau prüfen.«

Der Mann lenkte plötzlich ein. Offenbar wollte er nicht aus dem Schatten heraustreten.

»Schon gut. Ich glaub's Ihnen. Aber heutzutage kann man nicht vorsichtig genug sein. Hier läuft so viel Gesindel herum und immer wird was gestohlen.«

»Da sind doch Leute im Schloss. Woher kommt denn das Orgelspiel?«, hakte Kroll nach.

»Ach, das sind nur die Gören vom Waisenhaus. Der Herzog hat ihnen erlaubt, eine kleine Totenfeier zu Ehren eines Gönners abzuhalten. – Rührseliger Unsinn! Die besudeln nur die Räume, und ich muss ihnen wieder alles hinterher räumen. Wenn es nach mir gegangen wäre ...«

»Offenbar geht es nicht immer nach Ihnen. Und hoffentlich bleibt das auch so«, wagte Micha sich zu Wort. Der Mann schaute verächtlich auf sie herab und murmelte irgendetwas Unverständliches vor sich hin, was so klang wie ›Freche Rotzgöre‹.

Krolls Augen hatten sich inzwischen etwas an die Dunkelheit gewöhnt. Aber dennoch konnte er sein Gegenüber nur schemenhaft erkennen. Der Inspektor hatte es sich angewöhnt, zuerst das Schuhwerk seiner Gesprächspartner zu mustern, bevor er deren Gesichtszüge fixierte. Der Mann trug derbe, aber soweit Kroll erkennen konnte, saubere und gepflegte knöchelhohe Halbschuhe. Die Kniebundhose ließ ihn wie einen Jäger erscheinen, dachte er sich. Aber der Rest passte nicht dazu. Er bestand aus Arbeitsjackett und einem weißen Hemd samt Krawatte.

Vom Gesicht erkannte Kroll nur wenig. Er konnte

nichts Auffälliges bemerken. Der Mann war ein Paradebeispiel an Unauffälligkeit. Wie sein Nachbar. Vielleicht hat dieser Mann einen ähnlichen Beruf, dachte sich Kroll.

Einzig die Augen stachen trotz der Dunkelheit hervor. Es schien fast so, als würden sie von innen heraus leuchten. Es war aber ein kaltes, unpersönliches Leuchten, was sogar die kleine Micha regelrecht erschreckte. Der Mann blinzelte kein einziges Mal, und sein Blick war starr auf Kroll gerichtet. Endlich hatte der Inspektor einen Gegner, der seinem wachen, forschenden Blick nicht auswich, wie das eigentlich immer der Fall war.

»Und wer sind Sie?«, fragte Kroll, jetzt sichtlich selbstbewusster. »Und was gibt Ihnen das Recht, uns derartig streng am Betreten des Schlosses zu hindern?«

»Diabelli, Luciano Diabelli. Ich bin der Schlossverwalter. Ich verwalte die Geschicke des Schlosses. Ich bin, wenn Sie so wollen, der Herrscher seines Inventars, seiner Geister und – seiner Seelen.« Seine Augen loderten für einen Moment wild auf.

»Der Herzog hat mich beauftragt, das Gebäude außerhalb der Besichtigungszeiten vor neugierigen Besuchern zu schützen.« Seine Stimme klang recht hoch und schneidend, als würde er die Arie des Mephistopheles ›Wehe, wehe über euch‹ aus Busonis ›Doktor Faustus‹ singen.

»Ich bin kein Besucher, ich bin aber neugierig. Das gehört zu meinem Job. Es geht um den Tod des

Grafen zu Stolberg, und ich würde mir gern sein Büro anschauen.«

Jetzt blinzelten die Augen des Mannes das erste Mal seit Anfang des Gesprächs. »Wenn Sie meinen, – bitte sehr. Aber das Kind bleibt draußen!«

Micha lehnte sich noch enger an ihren Onkel, ergriff heimlich seine Hand und drückte sie bittend.

»Nein, sie kommt mit. Ich brauche sie als Zeugin.«

»Wie Sie wünschen.« Es klang nicht gerade einladend. »Ich muss aber erst in die Pförtnerloge, um die Schlüssel zu holen.«

Er drehte sich abrupt um, stiefelte in den kleinen Raum und öffnete einen Wandschrank. Kroll folgte ihm und schaute ihm über die Schulter. Der Wachhund funkelte ihn böse an. An einem großen Brett hingen Dutzende von Schlüsseln an ihren Haken: einfache Bartschlüssel, moderne Sicherheitsschlüssel, ein paar verrostete Schatullenschlüsselchen und einige riesige Eisenmonster aus grauen Vorzeiten.

An einem Haken mit der Beschriftung ›Rodtberes Keller‹ fehlte der Schlüssel. Man sah nur die helle Stelle, den er durch die Lichtabschattung während seines jahrhundertelangen Hängens hinterlassen hatte.

»Was ist mit dem Schlüssel, der dort fehlt?«, wollte Kroll wissen.

Der Verwalter brummte vor sich hin. »Keine Ahnung. Das war wohl vor meiner Zeit.«

»Merkwürdig, der Schlüssel muss aber doch erst

kürzlich abgenommen worden sein, sonst wäre das Profil nachgedunkelt ...« Kroll fühlte, dass der Mann seiner Frage auswich.

Diabelli nahm einen der etwas moderner aussehenden Schlüssel vom Haken. »Folgen Sie mir. – Aber auf eigene Verantwortung. In so einem alten Gebäude lauern überall Gefahren. Ich will nicht verantwortlich sein, wenn Sie oder Ihre ..., äh, ich meine, Ihr Zeuge sich das Genick brechen.«

Ich glaube, ich muss ihm klarmachen, dass ich hier bald die Prinzessin bin. Dann werde ich ihn auf der Stelle entlassen, ging es Micha durch den Kopf.

Zu dritt stiegen sie die breite Turmtreppe hinauf. Im zweiten Stock öffnete Diabelli eine Tür. »Das Büro des Stiftungsvorstandes, bitte sehr. Schauen Sie sich in Ruhe um. Aber bitte fassen Sie nichts an und machen Sie nichts kaputt. Finden werden Sie sowieso nichts.«

Der Raum machte einen ordentlichen Eindruck. Eine Regalwand beherbergte die für ein Büro typischen Aktenordner. ›Protokolle Stiftungsrat‹, ›Satzung‹, ›Schriftverkehr Ministerium‹, ›Rechnungen‹ und Ähnliches konnte Kroll auf den Aktenrücken erkennen. Den Ordner mit den Sitzungsprotokollen des Stiftungsrats nahm er kurzerhand aus dem Regal und klemmte sich ihn unter den Arm.

Wahrscheinlich nur unwichtiger Papierkram. Das bringt mich jetzt bestimmt nicht weiter, dachte sich Kroll. Ich werde Hopfinger darauf ansetzen. Das ist genau das Richtige für ihn.

Diabelli merkte, dass der Inspektor den Ordner mitnehmen wollte und fauchte: »Die Unterlagen können Sie nicht mitnehmen, die werden noch gebraucht. – Und überhaupt, sind Sie denn dazu berechtigt? Haben Sie eigentlich einen Hausdurchsuchungsbefehl?«

Kroll fixierte den Verwalter mit einem unerwartet harten Blick und erwiderte scharf: »Ich bin Ihnen gegenüber nicht rechenschaftspflichtig. Ich tu, was ich für richtig halte. – Was geht Sie das überhaupt an? Oder haben Sie ein Interesse daran, dass ich die Akten nicht durchsehen soll?«

Der Mann wich dem starren Blick Krolls aus.

»Ich, – nein, natürlich nicht. – Ich dachte nur ...«

»Das Denken überlassen Sie gefälligst mir. Ich werde dafür bezahlt.«

Micha sah sich einstweilen ein bisschen um.

Ein alter Stich von der Schlossanlage hing an der Wand. Der darauf abgebildete riesige barocke Lustgarten südlich vom Schloss beeindruckte sie. Auf dem See schaukelte sogar ein Zweimaster. Ein beachtlicher Festungsbau thronte auf der Fasaneninsel.

»Diese Darstellung muss man etwas kritisch sehen. Der Maler hat alles ziemlich übertrieben, um den Anschein von Macht und Reichtum zu vergrößern. Solche Stiche gingen seinerzeit von Hof zu Hof, und man betrog sich gern gegenseitig. Fotos, Internet oder gar Google-Maps gab es ja nicht.« Dia-

belli presste ein hohles Lachen durch seine Zähne. Anscheinend fand er das witzig.

Micha ignorierte ihn. Ihr fiel auf, dass der Verwalter rastlos durch den Raum schritt, aber immer darauf bedacht zu sein schien, den Lichtfleck, den die Sonne durch das Fenster auf die Holzdielen warf, zu meiden.

Kroll setzte sich an den Schreibtisch und kramte einen Zigarettenstummel aus der Manteltasche. Er strich ihn sorgfältig glatt, bevor er ihn in den Mund steckte.

»Zum Teufel, sind Sie wahnsinnig? Rauchen ist hier strengstens verboten!«

Der Inspektor kümmerte sich nicht weiter um ihn. Rauchen wollte er ohnehin nicht. Ihm genügte schon der Geschmack von Tabak auf der Zunge. Außerdem funktionierte sein Feuerzeug sowieso nicht. Vorsichtig durchstöberte er die Papiere, die auf dem Schreibtisch lagen, Rechnungen, Anträge, Bauskizzen. Ein recht unauffälliger Zettel mit einer handschriftlichen Notiz fiel ihm ins Auge: ›Herkunft und Qualifikation Romanowskys prüfen, Stolberg‹.

»Wer ist Romanowsky?«, fragte er den Verwalter.

Kroll fiel auf, dass bei der Namensnennung ein spürbarer Ruck durch Diabelli ging. Der blieb steif in einer etwas dunklen Ecke stehen und bequemte sich vorsichtig zu einer vagen Erläuterung.

»Romanowsky? – Nikolaus Romanowsky. Das ist der Pächter der Fasaneninsel. Er ist dem Herzog



gegenüber für den Gewässerschutz und den Fischfang in den Eutiner Seen verantwortlich. – Und wenn ich richtig informiert bin, gehört er dem Stiftungsrat an. Ein gebildeter Mann. Man sagt, er kenne sich gut mit der Geschichte des Herrschaftshauses aus. Über seine Herkunft kann ich nichts sagen.«

Hm, nach seiner Herkunft habe ich dich doch gar nicht gefragt, dachte Kroll. Er fuhr sich mit dem Nagel seines linken Daumens über die Stirn. Das machte er immer, wenn er scharf nachdachte. Auch das hatte er von Inspektor Columbo kopiert, den er wegen seines Scharfsinns sehr verehrte. Woher weiß Diabelli, dass sich jemand für die Herkunft dieses Romanowsky interessiert? Es ist zu vermuten, dass der Verwalter sich hier schon ausgiebig umgeschaut hat und Stolbergs Notiz kannte.

Kroll beschloss, hier mit seinen weiteren Nachforschungen anzusetzen. An einem Besuch von Stolbergs Wohnung lag ihm jetzt nichts mehr. Auch das könnte Hopfinger übernehmen. Diabelli und Romanowsky interessierten ihn jetzt mehr.

Er lehnte sich auf dem Schreibtischsessel zurück, verschränkte seine Arme und tat so, als würde er nachdenken. In Wirklichkeit wollte er den Verwalter durch sein Schweigen irritieren. Der ging immer unruhiger im Raum auf und ab, wobei er jedes Mal um den Sonnenfleck herumschritt. Endlich verlor er die Geduld.

»Ist noch was? Ich hab noch andere Pflichten, als hier meine Zeit sinnlos zu verträdeln.«

»Schon gut.« Kroll wachte aus seinen Träumereien auf. Gleichwohl hatte er deutlich die innere Unruhe seines Gegenübers gespürt.

»Danke, Sie haben mir sehr geholfen. Ich werde veranlassen, dass der Raum polizeilich versiegelt wird. Ich bitte Sie und Ihr Personal, das zu respektieren.« Diabelli schluckte seinen Ärger herunter und schwieg indigniert. Aber Kroll kümmerte sich nicht länger um ihn, ließ ihn einfach links liegen und wandte sich seiner Nichte zu: »Ich denke, wir können wieder runtergehen. Was meinst du, Micha?«

»Hier ist es langweilig. Ich will lieber den Rittersaal und die Gemächer der Königin sehen.« Sie schaute aus dem Fenster heraus. Unten hatte das Orgelspiel aufgehört.

»Eine Königin gibt es hier nicht, allenfalls eine Herzogin«, wandte Diabelli wichtigtuertisch ein. »Wenn Sie mir dann wieder nach unten folgen wollen.«

Als sie wieder unten im Schatten des Torhauses standen, sahen sie, wie aus der gegenüberliegenden Ecke des Innenhofs eine Schar Kinder unbekümmert schwatzend hervorströmte. Zwei Jungen spielten übermütig mit einem Fußball und näherten sich dem Torhaus. Der Verwalter schnauzte sie mürrisch an: »Hey, ihr beiden da! Her mit dem Ball! Hier ist das Ballspielen verboten.«

Das fröhliche Schwatzen hörte abrupt auf. Einer der Jungen lieferte den Ball mit zerknirschem

Gesicht ab. Die Kinder drängten sich verschüchtert an dem Verwalter vorbei. Sie schauten aus den Augenwinkeln zu Micha hinüber. Wer war das fremde Mädchen, das so völlig furchtlos neben Diabelli stand? Schnell waren sie über die Brücke in Richtung Schlosspark verschwunden.

»Sie erlauben«, sagte Kroll zum Verwalter und nahm ihm den Ball aus der Hand. »Das ist Beweismaterial, das ich beschlagnahmen muss.« Er gab Micha den Ball. »Halt ihn gut fest. Wir werden ihn im Labor genauestens untersuchen müssen. Fingerabdrücke, DNS-Test usw. Du weißt schon.«

Dann nahm er sie am Arm und verließ den Torgang, ohne sich von Diabelli zu verabschieden. Er spürte förmlich, wie sich dessen hasserfüllter Blick in seinen Rücken bohrte. Aber das war ihm egal.

Micha auch. Draußen auf dem Schlossvorplatz schlug er ihr vor: »So, ich werde jetzt in das Büro der örtlichen Kripo gehen. Das ist zu langweilig für dich. Geh in den Schlosspark und bring den Kindern den Ball zurück. Spiel ein wenig mit ihnen. Vielleicht erfährst du ja irgendwas Interessantes. In zwei Stunden treffen wir uns am Denkmal auf dem Marktplatz. Das ist dort drüben, die Gasse hinauf. Dann lad ich dich zu einem Eisbecher ein. Ansonsten bleiben wir über Handy in Kontakt.«

Micha war einverstanden. »Onkel Michel, hast du die Finger von diesem Mann gesehen? – Ganz lang und knochig. Und ganz lange, scharfe Fingernägel, lackiert und gepflegt. Wie die Krallen eines

Raubvogels. Der Kerl hat doch noch nie irgendeine Arbeit angefasst. Wundert mich, dass er dann Verwalter geworden ist. – Und hast du gesehen, dass er es immer vermied, in die Sonne zu treten, so als hätte er vor ihr Angst, – oder vielleicht auch vor seinem eigenen Schatten.«

»Stimmt, gut beobachtet. Du wirst bestimmt mal eine erfolgreiche Kriminalinspektorin.«

»Klar, das habe ich von dir geerbt. – Sag mal, der Mann nannte sich Herrscher der Seelen. Was ist das, eine Seele?«

»Tja, das ist nicht einfach zu beantworten. Ich probier's mal so: Eine Seele ist das innere Ich eines Menschen, das sind seine Gefühle, seine Wünsche, seine Vorstellungen, das ist sein Charakter. – Warum der Typ sich jedoch als Herrscher der Seelen aufwirft, kann ich bei bestem Willen nicht nachvollziehen.«

»Stirbt denn die Seele zusammen mit dem Menschen?«

»Weißt du, das ist sehr schwer zu sagen. Viele meinen, die Seele lebe nach dem Tode weiter. Manche glauben sogar, jeder Stern am Firmament sei die Seele eines Verstorbenen. Aber das ist physikalisch betrachtet natürlich völliger Unsinn.«

»Aber es klingt gut. Die Vorstellung gefällt mir. Ich werde heute Nacht mal Opa dort oben suchen und mit ihm sprechen. – Er fehlt mir so, seitdem er vor zwei Jahren zu seiner – wie sagte Mama immer? – zu seiner letzten Reise aufgebrochen ist.

Heute weiß ich, dass er tot ist. – Er hat mir übrigens auch immer meine Fragen beantwortet, – so wie du jetzt.«

»Ja, sprich mit ihm. Er wird sich bestimmt darüber freuen. – Jemand hat mal gesagt, die Seele sei ein Buch, in dem der liebe Gott das Tagebuch eines Menschen führt.«

»Das verstehe ich nicht. Dann müsste es doch nur gute Menschen geben. Warum gibt es aber auch böse Menschen? Haben die keine Seele?«

»Weißt du, da gibt es verschiedene Möglichkeiten, glaube ich.«

Kroll legte den Arm um das Mädchen und führte es sanft an das Brückengeländer.

»Schau hier, der Bach, der das Schloss umgibt. Er sieht in jedem Moment anders aus. Mal glitzert er, mal verdunkelt er sich. Mal ruht er, mal fließt er. Mal trägt er den Sand ab, mal schwemmt er ihn an. – Die Seele gleicht dem Wasser, sie wandelt sich stetig. Nie ist sie so wie vorher.«

Den Gedanken hatte Kroll irgendwann einmal beim Lesen eines Goethedichts aufgeschnappt.

»Manche Menschen lassen ihre Seele im Laufe der Zeit versteinern, – durch Hass, Neid oder Egoismus. Andere wiederum haben ihre Seele dem Teufel verkauft, weil sie meinen, dadurch etwas erreichen zu können, wozu sie sich allein nicht in der Lage fühlen. – Aber wenn der Teufel dann das Tagebuch führt, so kannst du dir vorstellen, wie es um den Charakter des Menschen bestellt ist.«

»Kann man denn die Seele anfassen, kann man sie sehen, – wie ein Buch?«

»Man kann sie verletzen, so wie man eine Seite aus einem Buch herausreißen kann. Aber man kann die Seele nicht körperlich berühren. Man sieht sie auch nicht, nicht einmal mit einem Röntgenapparat. – Nein, – aber ich finde, sie verrät sich über unsere Augen. Schau einem Menschen in die Augen, dann siehst du seine Seele.«

»Dann hat der Schlossverwalter ja wohl keine Seele, denn in seinen Augen sah ich nur ein kaltes Funkeln, keine Gefühle, keine Regungen.«

»Vielleicht hast du recht, vielleicht ist dieser Diabelli auch kein normaler Mensch. Für mich ist er ein Verdächtiger. Ich kann mir vorstellen, dass der zu allem fähig ist, auch zum Mord.«

Micha lachte. »Du bist ein unverbesserlicher Kriminalist. Geh du zu deinen Kollegen, ich bin lieber unter Kindern.«

Und schon war sie mit dem Ball in der Hand hinter den Büschen verschwunden. Kroll machte sich auf den Weg zu Kommissar Dorndorf.

## KAPITEL 5: IM SCHLOSSPARK

Micha drückte sich an dem hässlichen Parkplatz vorbei, der nördlich zwischen dem Schloss und dem See lag. Heute, einem Werktag in der Vorsaison, war hier nicht viel los. Ein paar Möwen stolzierten vornehm über den Schotterboden und hatten vor dem Kind überhaupt keine Scheu. Vergebens hofften sie auf Brotreste, wie sie ihnen die Touristen in der Hauptsaison bereitwillig zuwarfen. Leider hatte das Mädchen nichts als einen Ball in der Hand.

Schnell gelangte es an die Spitze der Schlosshalbinsel, wo der bilderbuchschöne Wassertempel direkt am Ufer stand. Normalerweise hat man von hier einen herrlichen Ausblick auf die nah gegenüberliegende Fasaneninsel und auf den See fast in seiner gesamten Länge. Doch weil in dem Tempel ein Liebespaar Zuflucht gefunden hatte, wollte Micha nicht stören und bog Richtung Süden in eine prachtvolle Allee ab.

Die freundliche Aprilsonne meinte es gut mit den Menschen. Ein paar Spaziergänger flaniereten mit sich und dem Wetter zufrieden durch die über dreihundert Meter lange Lindenallee, die im Lichte der Sonne hellgrün leuchtete. Die Rentner auf den Parkbänken beobachteten verträumt das verwirrende Spiel der lila Schattenschlangen, die die Sonne auf den Fußweg malte. Überall duftete es nach Frühling.

Eine Kindergartengruppe kreuzte Michas Weg. Unbekümmert schwatzend watschelten die Kleinen, sich in Zweiergruppen an den Händen haltend, im Gänsemarsch über den Rasen. Die Erzieherinnen hatten nichts dagegen, schließlich stand nirgends ein Schild ›Rasen betreten verboten‹, so wie es Micha vom Stadtpark vor ihrer Haustüre kannte. Also traute sie es sich ebenfalls und schlenderte ziellos über die Grünfläche.

Ein wenig enttäuscht stellte sie fest, dass fast nichts mehr von dem schönen barocken Lustgarten, den sie auf dem alten Stich gesehen hatte, übrig geblieben war. Sie wusste nicht, dass sich die Vorstellung von einem Herrschaftsgarten im Laufe der Zeit gewandelt hatte. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts brach der damalige Schlossherr mit dem Ideal des gekünstelten Barockgartens. Statt Pomp und Prunk sollte die Natur nunmehr unverbildet nachgezeichnet werden.

An der höchsten Stelle des Gartens erreichte Micha den Sonnentempel, einen offenen Rundbau, dessen strahlenförmig angelegter Fußboden ein Sonnensymbol andeutete. Der Steinboden entpuppte sich als idealer Ort zum Prellballspielen. Als Micha das schließlich zu langweilig wurde, legte sie den Ball auf den Rasen und drehte ein paar Pirouetten nach einer Musik, die nur in ihrem Kopf existierte. Hier fühlte sie sich wieder wie eine Märchenprinzessin. Die Begegnung mit dem finsternen Schlossverwalter war schnell vergessen.



Ein Stückchen weiter stieß Micha auf ein kleines Mausoleum aus Tuffstein. Ihr gefiel das kleine Gebäude nicht. Es sah so traurig und etwas heruntergekommen aus. Sie wusste nicht, dass es früher die Büsten der Philosophen Seneca und Aratos von Soloi beherbergte. Heute ist es dem Komponisten Carl Maria von Weber gewidmet, der im Jahre 1786 in Eutin geboren wurde. Doch das Verhältnis der Stadt zu seinem wohl berühmtesten Sohn ist anscheinend nicht einfach. Seine Büste wurde vor einiger Zeit geklaut. Offenbar gibt es in der Stadt leidenschaftliche Andenkensammler unter den Weber-Fans, – aber auch kein besonders ausgeprägtes Interesse seitens der Stadtväter, für Ersatz zu sorgen.

Oder ihnen fehlte das Geld. Ihnen genügte es, wenn der Name Weber während der Eutiner Festspiele Geld in die Stadtkasse einspielte. Der Tatort dieser Vergnügungen, die berühmte Freiluftbühne, war schnell erreicht. Sie thront an der Spitze einer Landzunge, die direkt auf die Fasaneninsel zeigt. Mit Blick auf die idyllische Naturkulisse erleben hier in der Sommersaison Tausende von Besuchern schönsten Musiktheater. Vor allem Webers Freischütz erklingt fast jedes Jahr.

Doch jetzt, außerhalb der Saison, machte das Stahlgerüst samt den verwitterten, leeren Plastikstuhldreihen, den brutalen Absperrgittern und den hilflos in den Himmel ragenden Beleuchtungstürmen einen skurrilen Eindruck. Ein idealer Drehort für einen Fernsehkrimi.

Davor gähnt ein verwildertes und schmutziges großes Loch, der Orchestergraben. Wo während der Festspielabende die herrlichste Musik geboren wird, um den ganzen Schlossgarten und seine Besucher mit ihren Klängen zu verzaubern, kriechen nun müde ein paar Spinnen durch das vermoderte Laub und den Unrat, den der Winter hinterlassen hat. Jenseits des Orchestergrabens liegt die eigentliche Bühne. Sie besteht lediglich aus einer etwas abgeschrägten Rasenfläche. Während der Spielzeit dienen ein paar karge Holzwände als Bühnenbild. Die Darsteller müssen sich, wenn sie keinen Auftritt haben, hinter den seitlichen Bäumen und Büschen verstecken.

Doch heute gastierte auf dieser Bühne eine ganz seltsame Truppe. Michas Herz klopfte schneller, als sie die kleine Schar entdeckte, die es sich auf dem Rasen bequem gemacht hatte. Es handelte sich um die Kinder, die der Schlossverwalter vorhin so grob aus seinem Revier verscheucht hatte.

Zögerlich näherte sich Micha ihnen, den Ball etwas verkrampft in den Händen haltend. Als die Kinder sie bemerkten, brach schlagartig eiskaltes Schweigen aus. Schließlich war sie doch die Göre, die auf der Seite des verhassten Verwalters stand. Und dann hielt sie auch noch den Ball in der Hand, der eigentlich ihr Eigentum war.

»Hier, – soll ich euch zurückgeben!«, rief Micha über den sie trennenden Orchestergraben hinweg und kickte den Ball gekonnt mitten in die Gruppe.

»Mein Onkel meint, der Verwalter hätte kein Recht darauf, ihn euch wegzunehmen. Ich hab euch gesucht, denn es tat mir leid, dass ich euch nicht gleich helfen konnte.«

Ein länglicher, schmaler Junge, der sofort aufgesprungen war, um den Ball zu fangen, sprach sie schüchtern an:

»Schon gut. Kannst dich zu uns setzen. – Und danke, dass du das mit dem Ball geregelt hast.«

Micha nahm neben ihm Platz und grüßte in die Runde: »Ich bin die Micha aus Lübeck.« Wichtig-tuerisch fügte sie hinzu: »Ich muss meinem Onkel helfen, einen Mörder zu fangen.«

Die Kinder horchten auf und schauten sie ungläubig an. Einen Mörder hier in der Provinzstadt, wo es allenfalls Wilderer gab?

»Ja, es geht um den mysteriösen Tod eines gewissen Stolberg, der auf Mallorca bei einer Bergwanderung ums Leben gekommen ist.«

Ein Mädchen mit frechen Sommersprossen im Gesicht erwiderte:

»Wissen wir, stand bei uns groß in der Zeitung. Aber von Mord war keine Rede!«

»Ja, Onkel Michel ist sich da auch noch nicht sicher. Er meinte, man solle das nicht voreilig verbreiten, weil der Täter dann vielleicht gewarnt wäre. – Ihr müsst das also für euch behalten!«

»Geht klar. Für den alten Stolberg tun wir's gern. Er war immer nett zu uns. Wir haben vorhin seinenwegen eine kleine Trauerfeier in der Schlosska-

pelle abgehalten. Dieser widerliche Verwalter hatte uns das zwar verboten, aber der Herzog erlaubte es dann doch. Sogar, dass wir die Orgel benutzen durften.«

Der schlaksige Junge fiel dem Mädchen mit den Sommersprossen ins Wort:

»Ja, das waren wir ihm schuldig. Er ist ziemlich reich und hat hier in Eutin viel für die Jugend getan. Unser Jugendtreff in der Innenstadt zum Beispiel, wo wir einen eigenen Übungskeller haben. Ich spiele nämlich in einer Band, musst du wissen. Wir sind auch schon mal beim Lübecker Band Contest im Werkhof aufgetreten. Die U-Teens, vielleicht hast du schon was von uns gehört. Ich bin Antonio, der Schlagzeuger.«

Ein Mädchen neben ihm boxte ihn in die Seite.

»Nun gib mal nicht so an! So toll seid ihr ja nun auch nicht. Ich fand die Gruppe Merry Blend von der Thomas-Mann-Schule besser. – Und überhaupt bist du ziemlich unhöflich. Du hast uns der Neuen noch gar nicht vorgestellt.«

Sie zeigte in die Runde. »Also, wir hier sind der 1. FC Eutin.«

Micha staunte. »Ihr seid ein Fußballclub? – Jungen und Mädchen zusammen?«

Helles Gelächter in der Runde.

»Nein, FC kommt von Freigänger-Club. Wir wohnen alle im KWB. Und weil wir manchmal Lust haben, etwas auf eigene Faust zu unternehmen, hau'n wir einfach ab und treffen uns hier im

Schlosspark. Wir wollen auch mal freihaben von der Schule und den Erziehern, so ähnlich wie die Freigänger im Knast. Daher der Name.«

Micha konnte das gut verstehen. Sie musste an ihre eigene Schule denken, wo sich ihre Klassenkameraden um diese Stunde unter der Fuchtel der gebundenen Ganztagschule ducken mussten. Dann hakte sie nach: »Und KWB: Was ist das denn schon wieder?«

»Das Kinderhaus für Waise und Behinderte. Das liegt jenseits vom Park, da oben bei den Kasernen. Das hat übrigens auch der Stolberg gestiftet, und wir fühlen uns eigentlich ganz wohl da drin. Klingt für dich vielleicht komisch. Aber es ist kein Knast, wie du aus unserem Clubnamen vielleicht schließen könntest. Wir haben das mit dem Namen nur so aus einer Laune heraus gemacht. Wir wohnen dort, bekommen eine gute Ausbildung, und man hilft uns, unser eigenes Leben zu führen.«

»Wieso Behinderte? Ihr seht nicht gerade aus, als wenn ihr eine Macke hättet.«

»Wenn du 'ne Zicke bist, kannst du gleich wieder verschwinden!«, fauchte ein etwa 18-jähriges Mädchen, das bislang scheinbar geistesabwesend Micha gegenüber saß. Sie hob beim Sprechen den Kopf nicht. »Ich zum Beispiel bin behindert, und ich glaube kaum, dass ich deswegen eine Macke habe oder ein schlechterer Mensch bin als du.«

Micha schämte sich ihrer unglücklichen Ausdrucksweise. »Ich hab's nicht so gemeint. Ich

dachte nur, Behinderte haben einen Stock oder so was.«

Antonio, der Junge mit dem Ball in der Hand, wollte vermitteln. »Weißt du, das ist so. Viele von uns sind Waisenkinder, so wie ich. Und die da drüben, die Viviana, ist darüber hinaus auch noch blind. Da wirst du verstehen, dass sie sauer ist, wenn jemand so abfällig über uns redet.«

Micha nahm ihm den Ball aus der Hand, erhob sich, setzte sich neben die blinde Viviana und drückte ihr den Ball in die Hand.

»Entschuldige, das war wirklich blöd von mir. Aber ihr seid so ganz anders als die Kinder, mit denen ich sonst so spiele. – Hier, der Ball. Den sollst du haben. Ich bin sicher, du kannst damit besser umgehen als so mancher Junge.«

Sie wollte ihr den Arm um die Schulter legen.

»Und ob!«, rief Viviana, schnellte hoch und kickte den Ball direkt vor die Füße eines Jungen, der etwas abseits stand. Und schon war die ganze Meute auf den Beinen und spielte Fußball, egal ob man Waise, Behinderter, Junge, Mädchen, Großstädter oder Provinzler war.

Ein schriller Pfiff unterbrach das Treiben. Er kam oben von einem der Beleuchtungstürme. Dort hockte ein Junge, ruderte mit den Armen und zeigte auf den Eutiner See.

»Ruhe, Leute!«, befahl Antonio. Er schien der Anführer des 1. FC Eutins zu sein. »Noël hat was entdeckt. Alle hoch auf den obersten Rang!«

Im Laufen erklärte er Micha: »Noël hat von uns allen die schärfsten Augen. Deswegen muss er immer Wache stehen.«

Oben angekommen, drängelten sich alle um den besten Aussichtsplatz auf den See, während Antonio auf den Turm kletterte. Kurz darauf kamen die beiden Jungen wieder runter.

»Also, folgende Lage: Noël hat gesehen, wie der Pächter der Fasaneninsel mit einem Motorboot zum Wassertempel gefahren ist. Dort muss der verdammte Verwalter, dieser Diabelli, auf ihn gewartet haben. Und dann haben sie irgendwelche Umschläge ausgetauscht. – Die beiden scheinen unter einer Decke zu stecken. Und ihr kennt sie ja: So wie die sich uns gegenüber immer verhalten haben, scheinen sie nichts Gutes im Schilde zu führen. – Kriegsrat!«

Das war das Stichwort für ein paar der Älteren, sich zurückzuziehen. Die anderen setzten ihr Fußballspiel auf der Wiese fort. Noël fasste Viviana und Micha am Arm und zog sie beiseite.

»Ich hab jetzt keinen Bock auf Ballspielen. Kommt, lasst uns in die Konzertscheune gehen. Viviana, du hast versprochen, mir etwas auf dem neuen Flügel vorzuspielen.«

Sie machten sich auf den Weg. Micha hakte sich bei Viviana unter. Ihr blieb nicht verborgen, dass Noël das blinde Mädchen verliebt anschaute und sich mehr als nur kameradschaftlich um sie kümmerte.

»Du spielst Klavier? Ich meine, wo – wo du doch blind bist. Wie kannst du da die Noten lesen oder die Tasten sehen?«

Viviana lacht kurz auf. »Man sieht, dass du vom Klavierspielen keine Ahnung hast. – Also, das ist so. Ein richtiger Klavierspieler braucht sowieso nicht auf die Tasten schauen. Die spürt man zwischen den Fingern. Das lernt schon jeder Anfänger. Das mit den Noten ist natürlich ein Problem. Früher hatte ich nach der Brailleschrift gelernt. Das ist so eine Art von Blindenschrift auch für den Musiker. Sie besteht, wie bei der normalen Blindenschrift für Texte, aus hervorstehenden Punkten, die man mit den Fingerspitzen abtasten kann. Sie sind zu einem Symbol zusammengefasst, dem Braillezeichen. Du kannst dir das wie die Sechsen auf einem Spielwürfel vorstellen. Aufgrund der Anordnung der Punkte weiß ich, um welchen Ton es sich handelt und wie er zu spielen ist. So wird beispielsweise die Tondauer durch eine bestimmte Anordnung der unteren zwei Punkte der Sechspunkteform festgelegt.«

»Aber wenn du die Finger zum Abtasten der Schrift brauchst, wie kannst du dann auf den Tasten spielen?«

»Gar nicht. Anders als ein sehender Pianist, der vom Blatt spielen kann, muss ich zuerst alle Zeichen abtasten und dann die Anordnung auswendig lernen. Erst dann kann ich das Ganze auf den Tasten realisieren. Das hat nebenbei den Vorteil,



dass ich die Musik genau im Kopf habe, sodass mich ein Blick auf die Noten erst gar nicht ablenken kann.«

»Wow, das wäre mir zu anstrengend. Ich meine, du spielst doch nicht nur Hänschenklein.«

»Natürlich nicht. Ich habe mein Programm genauso wie jeder andere Pianist auch, Mozartstücke, Beethovensonaten, Chopinetüden und so weiter. Vorhin hatte ich bei der Trauerfeier für Herrn Stolberg zum Beispiel ein Stück von Carl Maria von Weber auf der Orgel gespielt.«

Micha musste ihr frisch erworbenes Wissen zeigen: »Das ist doch der, der den Freischütz komponiert hat?«

»Du kennst dich ja gut aus. Habt ihr das in der Schule gelernt?«

»Na ja, so ähnlich«, druckste Micha herum. Sie konnte ja schlecht verraten, dass sie heute die Schule schwänzte und ihre Kenntnisse per Handy von ihrer Klassenkameradin gelernt hatte.

Jetzt schaltete sich Noël in das Gespräch ein. Er hatte am Wegrand eine Schlüsselblume gepflückt.

»Wartet mal.« Er steckte sie Viviana ins Haar. »Das steht dir gut.«

Viviana lächelte leise.

»Ja«, fand auch Micha. »Du siehst bezaubernd aus. Wie eine richtige Schlossprinzessin.« Sie nahm ihre Hand und drückte sie liebevoll, als sei sie eine alte Freundin.

Viviana schien aber mehr auf das Kompliment

des Jungen zu achten. »Danke, Noël. Du bist wirklich nett.«

Micha nahm die kurze Pause wahr, um das Mädchen genauer anzuschauen.

Eigentlich war es mit 18 Jahren schon eine junge Frau. Ihr ungebändigtes, dunkelbraunes Haar fiel ihr ständig ins Gesicht. Sie ließ es geschehen, als wolle sie so ihren starren Blick verbergen. Eigentlich hatte sie schöne große bernsteinfarbene Augen. Doch die bewegten sich so seltsam, stellte Micha fest. Sie irritierte es, dass Viviana sie beim Sprechen nie anschaute.

Das Gesicht war unauffällig und sorgfältig geschminkt. Micha musste sich unwillkürlich fragen, wie eine Blinde das so hinbekam. Vielleicht halfen ihr die Freundinnen. Vivianas heller Teint verstärkte den wilden Eindruck, den ihre vom Wind verwehten Haare machten.

Die etwas hervorstehenden Wangenknochen prägten ihr Gesicht und beflügelten es mit einem Anflug von Stolz. Die lange, abwärts gebogene Nase unterstrich diesen Eindruck. Über ihrem etwas energisch nach vorn gereckten Kinn thronte ein wahrer Schmollmund. Beim Sprechen strich sie sich mit der Zunge unaufhörlich und blitzschnell über die Lippen, so wie ein Sehender, der seine Worte gern mit Blickgesten unterstreicht. Das Auffälligste an ihr aber waren ihre Hände. Micha bewunderte sie. Schlank, zierlich und mit außergewöhnlich langen Fingern. Als sie Vivianas Hand drückte, war ihr, als

ob sie eine exotische, zerbrechliche Blume in der Hand hielt.

Die drei setzten ihren Weg zur Konzertscheune fort. Noël errötete ein wenig bei dem Lob und wollte das Gesprächsthema wieder auf eine sachliche Basis zurückführen.

»Du musst wissen, dass dieser Carl Maria von Weber hier bei uns in Eutin geboren ist. Und weil Herr Stolberg der Viviana ein sehr großzügiges Stipendium auf einer Begabenschule für Blinde ermöglicht hatte, wollte sie ihm eine Freude machen und schlug vor, ein Stück von dem berühmtesten Musiker unserer Stadt zu spielen.«

Micha gefiel der ansonsten recht schweigsame Junge. »Ja, das klang wundervoll. Ich meine, ich habe die Musik zwar nur über den Hof gehört, aber ich glaube, der Tote wird das im Himmel gern aufgenommen haben. – Hast du das alles nur mit diesen Punkten gelernt?«

»Nein, das war früher so. Inzwischen mache ich es anders. Vielleicht hast du mal was von Midi-Dateien gehört. Man kann sie mit der Brailleschrift vergleichen, nur dass es digitalisierte Informationen über die Musik sind. Ich besorg mir die als Midi-Dateien von anderen Leuten eingespielten Noten aus dem Internet. Der Computer oder mein Keyboard kann das lesen und über eine Soundkarte abspielen. Ich höre mir das dann stückweise an und versuche, es auf der Tastatur nachzuspielen. Der Vorteil ist, dass man diese Daten beliebig langsam abspielen kann, ohne

dass sich die Tonhöhe oder der Anschlag ändert. So lerne ich ein Stück solange, bis ich parallel zum Klang der Midi-Datei mit meinen eigenen Händen mitspielen kann.«

»Dann musst du ja ein gutes Gehör haben und ziemlich gut mit dem Computer umgehen können. Ich kann eigentlich nur googeln oder chatten. Wenn wir in Mathe mal mit Excel arbeiten sollen, verlasse ich mich lieber auf meine beste Freundin, die Ricki.«

Dann fiel ihr ein: »Aber was nutzt dir denn ein Computer, wenn du den Bildschirm nicht sehen kannst. Den kann man doch nicht mit den Fingern abtasten.«

»Heutzutage gibt es passende Hilfsmittel dafür. Die sind zwar sehr teuer, aber Herr Stolberg hat für uns Blinde im Heim einen speziellen Arbeitsplatz einrichten lassen. Wir haben einen Screenreader, der uns den Bildschirmtext und sogar auch die Grafiken in Klänge oder zum Abtasten in die sogenannte Braille-Zeile umsetzt. – Ich google und chatte genauso wie andere auch, nur dauert es etwas länger.«

Viviana blieb stehen, als wolle sie die Wichtigkeit ihrer folgenden Worte unterstreichen.

»Weißt du, wenn man so ein Handicap hat wie ich, muss man sich ganz anders im Leben bewegen. Mir bleibt einfach nichts anderes übrig, als die Möglichkeiten des Computers zu nutzen. Schließlich will ich ja Pianistin werden.«

»Das ist ja toll, eine Blinde, die Pianistin werden will. Da sind dir ja auf Grund deiner Behinderung die Sympathien der Zuhörer von vornherein sicher.«

Viviana entzog sich mit einer heftigen Bewegung Michas Arm und stieß sie vehement beiseite.

»Also eins will ich mal klarstellen: Ich würde mich heruntergesetzt fühlen, wenn man mich nur als Zirkussensation betrachtet. Ich will Anerkennung, weil ich gute Musik mache, nicht weil ich eine Blinde bin!«

Sie zeichnete mit ihrer Schuhspitze imaginäre Kreise auf den Weg.

»Im Übrigen kann ich dir eine Reihe von blinden Spitzenpianisten nennen: George Shearing, Ray Charles und Stevie Wonder. Oder im Bereich der Klassik: Der spanische Komponist und Organist Antonio de Cabezón, der im 16. Jahrhundert lebte. Oder die seinerzeit gefeierte Pianistin Maria Theresa von Paradis, die von keinem geringeren als Ludwig van Beethoven verehrt wurde. Und dann, um ein Beispiel aus unseren Tagen zu nennen, Anja Braun aus Siegen, die nur wenig älter ist als ich und schon tolle Erfolge feiert.«

Viviana hatte sich in Rage geredet. Trotzig stampfte sie mit dem Fuß auf, mitten in einen der Kreise, die sie auf dem Weg hinterlassen hatte. Als ob sie beweisen wollte, dass sie sehen konnte.

»Und zwar, weil sie geile Musik macht, nicht weil sie blind ist. Sie ist mein Vorbild.«

Noël versuchte, sie zu besänftigen. »Beruhige dich, Viviana, die Micha meint das bestimmt nicht so. Du musst ihr das nicht übel nehmen, für sie ist all das neu. Sie hat bisher in einer anderen Welt gelebt, da denkt man anders, viel oberflächlicher.«

Micha hakte sich wieder bei Viviana ein. »Ja, bitte entschuldige. Ich hab eben noch nie mit einer Blinden gesprochen. – Komm, lasst uns weitergehen. Jetzt bin ich richtig neugierig, wie du spielst. Und ich verspreche dir, ich werde die Augen schließen, so als wäre ich auch blind. – Und ich will mich nur auf deine Musik konzentrieren.«